

Ascona-Idylle

Autor(en): **Dutli-Rütishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 20

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638943>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bauwerke erstellt. Das sei dankbar anerkannt. Heute noch freuen wir uns an den lieblichen Bildern der farbigen Häuserfronten, der Kirchen und sonstiger Bauten. Kein Mensch wendet sich gegen diese gute Tessinerbaukunst. Anders verhält es sich mit den imitierten Palästen aus Italien. Es ist nicht zulässig, einen Palast, der in riesigen Dimensionen erbaut wurde, nun beliebig zu verkleinern und zu meinen, aus einem großen Kunstwerk sei nun ein kleines entstanden. Gegen diese Auffassung wehren wir uns. Für uns Deutschschweizer wird der Tessin immer ein Land der Sehnsucht und der Freude sein und bleiben, auch wenn alle unnötigen Zement- und Gipsverzierungen, sowie Profile, Bögen und Schnörkel, die an vergangene Zeiten erinnern und heute durch nichts mehr berechtigt sind, wegfallen. So wie wir Menschen versuchen, einfach und wahr zu sein, so wie wir wünschen, der Geist möchte sich über das rein Materielle erheben, so sind wir zufrieden in einfachen, sachlichen Wohnstätten, und wir verzichten gerne auf Ueberflüssiges, das Geld kostet, unruhig ist, den eigentlichen Kern verdeckt und uns leicht dazu verführt, selbst unwahr zu sein. Von regierender Seite aus macht sich leider in Ascona die Strömung geltend, gegen das neue Bauen einzuschreiten. Das kommt daher, daß man wohl den Ort sieht, nicht aber die Welt. Es ist jedoch zu hoffen und zu wünschen, daß die gesunden Ansätze einer neuen Baukunst durch unverständiges Verbot nicht allzu stark zurückgedrängt werden.

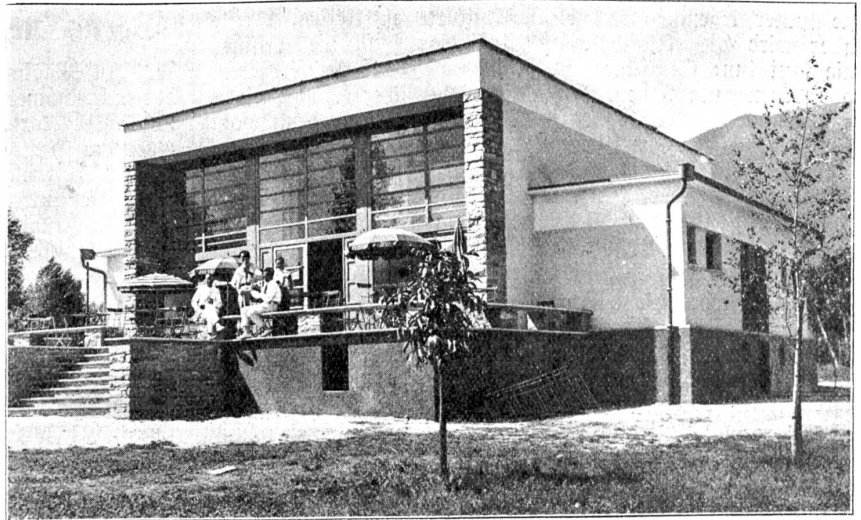
K.

Ascona = Idylle.

Blauer, lachender Himmel wölbt sich ob den engen Häusern von Ascona. Die Sonne glastet über dem ruhigen See und am Quai, wo die Kastanienbäume ihre Knospen öffnen. —

Kinderrlärm tönt von der weiten Piazza am See und hundertfach geben die schattigen Gassen das Echo wieder. Sie spielen nicht, die schwarzen, unsauberen Kinder, sie liegen nur an der Sonne im feinen Sand oder springen zwischen den angefetteten Barken hin und her. Die Sorglosigkeit ist bei ihnen, der leichte Sinn, der ihnen das Leben so schön und spielfhaft macht.

Mitunter laufen die barfüßigen Buben und Mädchen



Neuzeitliche Bauten in Ascona. Das Kasino.

hinunter zum Strand, wo die Frauen ihre schmutzige Wäsche waschen. Aber die Weiblein sind heute nicht zu haben für die Anliegen ihrer Spröhlinge. Nicht nur die alten Lumpen und farbigen Schürzen nehmen ihre Zeit in Anspruch — man muß sich doch auch erzählen. Wozu kämen sie sonst mit dem Haufen Zeug an den See?

Da ist die Giuseppina, die gestern gesehen hat, wie der Mann der Emilia einen ganzen Nachmittag in der Osteria gefressen ist. „Nicht nur wegen dem Rostrano“, meint sie, „sondern weil die Wirtin jung und schön ist!“

Die Maria, die den Verlobungsring des braunen Giovanni am Finger trägt, lacht laut auf: „Die Emilia ist selber schuld, warum kommt sie Tag für Tag mit demselben traurigen Gesicht in die Stube und warum trägt sie immer den alten grauen Rock? Das muß doch dem Mann verleiden, ich kann es ihm nicht einmal übel nehmen.“

Die Frauen heben die Köpfe ein wenig vom niederen Waschbrett und schielen nach der emsig waschenden Maria hinüber. Ja, die hat gut lachen! Die wird sich mit ihren bunten Fegen und den blonden Haaren ihren Giovanni fest fangen und ihn nicht mehr loslassen. Aber wie die Emilia jung war, da gab es noch keine Fremden, die neue Sitten und bunte Kleider nach Ascona brachten, da war man zufrieden mit der dunklen Werktagstracht und dem roten Kopftuch am Sonntag. Die Männer dachten gar nicht daran, daß sie ihre Frauen anders haben wollten, das war doch so am billigsten.

„Ja, die Forestieri — die Fremden —“ gibt das alte verhukelte Weiblein seinen Gedanken Luft. Es beißt den zahnlosen Mund fest aufeinander und reibt das blaue Hemd ihres Mannes so energisch, daß die ganze Herrlichkeit mitten entzwei geht. „Oh Dio mio“, seufzt die Alte und blickt um sich, das arg zugerichtete Hemd vor sich hinhaltend.

In diesem Augenblick knatzt der Auslöser des Photoapparates, den ein hummelnder Tourist vor den waschenden Frauen eingestellt hatte. Mutwillig haben die jungen Mädchen ihre Vöden aus den brennenden Stirnen geschüttelt und das verkehrungsvollste Lächeln aufgesetzt, wie sie den Mann mit dem Kasten kommen sahen. Sie kennen das, fast alle Tage werden sie photographiert und es gefällt ihnen nicht übel,



Neuzeitliche Bauten in Ascona. Villa Dr. Guhl.

sie später irgendwo auf einer Postkarte zu treffen. Heute aber wird die Alte böse und tut, was sonst die Tessiner nie laut tun: Sie fängt an zu schimpfen auf die Fremden, vor denen man keinen Augenblick mehr sicher sei, die einen nicht einmal beim Waschen in Ruhe ließen. Was denn wohl die Tedeschi das zerrissene Hemd ihres Mannes anginge, fragt sie entrüstet und bückt sich wieder, den trummen Rücken fast wagrecht über das alte Waschbrett beugend. Sie ist nun wieder still und läßt den verhaltenen Groll und den Schmerz um den Verlust des blauen Hemdes an den glänzenden Rockärmeln ihres jüngsten Enkelkinds aus.

Die Maria hat die paar Taschentücher und die Strümpfe längst gewaschen, sie liegen nun auf der Seemauer zum Trocknen. Aber das Mädchen hat sich zu seiner Freundin gesellt, die im Ristorante an der Piazza dient und nun ihren freien Nachmittag mit bloßen Füßen im Wasser zubringt. Diamine, sie muß doch ihre weißen Schürzchen und hellen Röcklein morgen wieder sauber haben! Die Fremden kommen so zahlreich ins Restorante, wo vor ein paar Jahren der „Friede von Locarno“ begossen wurde!

„Weißt du, Lisetta“, lacht die Maria, „nur noch bis im Sommer geht's, dann heiraten wir, ich und der Giovanni. Bis dahin will er eine Stelle suchen bei einem Baumeister und im Winter in die deutsche Schweiz gehen als Maurer. So kann ich doch meine Frau werden und er wird so viel verdienen, daß er hier und da etwas übrig hat für mich. Weißt, wenn ich reich wäre — etwa wie die Inglese, die hier in den großen Hotels wohnen — dann wollte ich droben auf dem Monte Verità ein eigenes Haus haben mit einem Garten und darin lauter rote Blumen ziehen — hörst du, Lisetta, rote Blumen?“

Doch Lisetta, die kleine schwarze, hatte längst nicht mehr auf die Geschichte gehört, die die Maria erzählt. Sie sieht auf das Wasser hinaus, hinunter nach Brissago, woher sich langsam eine Gondel nähert. Nur das von den roten Blumen hat sie verstanden und nicht traumverloren: „Ja, Blumen, — sie sind alle rot.“

Dabei denkt sie an die Nelken, die ihr ein Engländer immer bringt und die sie abends dem Fischer Roberto gibt. Nun wird er bald da sein mit seiner Gondel und unter dem roten Zelttuche, das er über die Holzbögen der Barke gespannt hat, mit seinen feurigen Augen nach ihr guden und sie wird ja sagen, wenn er sie um ein Stellbildein auf heute abend bittet.

Die gewaschenen Kleidungsstücke der Weiber von Ascona flattern im Winde, auch das Hemd der Alten. Und die gütige Sonne trocknet alles, erfreut die Herzen der Wäscherinnen und schaut zu, wie die Lisetta lachend in die Gondel springt zu ihrem Roberto — die weißen Schürzchen hat sie wohl ganz vergessen.

Langsam sinkt die Sonne und läßt die Dörfer rings im Schatten des Abends untergehen. Nur Ascona hat noch Sonne und in ihrem scheidenden Lichte gehen die alten Weiblein heim. Ihre Zoccoli klappern über die Piazza und allmählich hört man sie verschwinden in irgend einer dumpfen Gasse, deren Ascona viele hat.

Netzt schreien nur noch eine Menge Kinder und ein paar Grenzwächter unterhalten sich mit den Fischern, die aus den langen Reihen des Tages Beute lösen. —

Maria Dutli-Rutishauser.

Betrachtungen von H. Thurow.

Es ginge alles leichter, könnte man schiefe Meinungen auf dem Amboss gerade klopfen.

Der Tanz gehört zu den kurzweiligsten Vergnügungen der Menschen, bedenklich ist nur, daß immer am leidenschaftlichsten getanzt wurde, wenn ein goldenes Kalb in der Mitte stand.

Es ist besser eine ganze Wahrheit mit geringer Kunst, als eine halbe Wahrheit mit großer Kunst vorzutragen.

An ein Herz ohne Resonanz verschwenden sich die entzückendsten Melodien.

Berns neuester Großkino „Kapitol“.

Zu Beginn des Monates März dieses Jahres, als der Thermometer noch mehr als 10 Grad Minus zählte und eisige Nordwinde die Gassen unserer Stadt durchbliesen, wurde an der Kramgasse ein neues Lichtspiel- und Variété-theater eröffnet. Verschiedene Gründe rechtfertigen es, näher darauf einzutreten. Es handelt sich um den ersten Bau, seit der Gründung der Stadt Bern, der nach neuzeitlichen, modernen Grundsätzen der Technik und des Wissens in der Altstadt entstanden ist. Die Lösung ist nicht reiflos glücklich, d. h. man wollte sie gar nicht bis ins äußerste lösen. Die alte, auf ihre Art, sehr schöne Barockfassade wurde gelassen, während der Bauzeit stund sie wie eine Theaterkassette eingeklemmt zwischen den beiden Nachbarhäusern und wurde sorgsam gestützt, um heute den Eindruck eines neuen Gebäudes mit alten Mitteln zu erwecken.

Anders im Innern des Neubaus. Nach dem letzten Stand der Technik wurde hier ein Werk geschaffen, auf das Bern stolz sein darf. Es betrifft den sachlichsten, zweckentsprechendsten und schönsten Lichtspiel- und Theatersaal (für Variété und Kleinkunstdarbietungen), den die Bundesstadt besitzt. Projekt und Ausführung des „Kapitol“ lagen in den Händen der Architekten F. Widmer und Hans Weiß. Den gleichen Architekten haben wir schon andere neuzeitliche, gute Bauten zu verdanken und es ist zu begrüßen, daß sich in Bern endlich Kräfte bemerkbar machen, die auch im Bauen unserer Zeit gerecht zu werden versuchen.

Wenn wir vom Zeitglocken her nach der untern Stadt hinblicken, so deuten uns schon die weithin sichtbaren Lichtreklamen an der Fassade des „Kapitol“, daß hier etwas Besonderes los sei. Der Haupteingang zum Theater erinnert ganz an großstädtische Verhältnisse. Gesamthaft einfach auf das Notwendige beschränkt, dabei eine wunderbare Lichtfülle und eine peinliche Sauberkeit in bezug auf Böden, Wandbeläge, Decken, Lampen und sonstige Einrichtungen technischer Natur. Breite, glatte Mitteltüren, beidseitig Raffen, sodann rechts und links bequeme Treppenaufgänge zum Teerraum im 1. Stock, sind die Merkmale der Eingangshalle. Ueber der Kramgasslaube und dem Entree befindet sich der große Erfrischungsraum mit Empore. Prächtig abgestuft in leichten Tönen, Möbel, Umhänge etc., alles einheitlich abgestimmt in Form und Farbe macht der ganze Raum einen wohlthuenden, diskreten Eindruck. Ebenfalls hier befindet sich eine geräumige Kleiderablage. Rechts und links öffnen sich sodann die breiten Türen zum Eingang in den großen Saal, der natürlich die „Hauptattraktion“ bildet. Je nachdem ein Besucher sein Urteil fällt über den Gesamteindruck dieses großen Raumes, kann er ohne weiteres eingeschätzt werden in seiner Art, wie er sich zu den neuzeitlichen Auswirkungen unserer Zeit stellt. Der erste Eindruck ist der der großen Einfachheit, keine unnötigen, ablenkenden Verzierungen und Ornamente, nur das was zum Raum in seinen notwendigen Bedingungen und Funktionen gehört. Dabei, das ist das Wesentliche, wirkt der Saal absolut nicht etwa kahl und nüchtern, sondern, vermöge seiner Proportionen, seiner feinen Farb- und Lichtabstimmungen hat man das Gefühl der Wärme, des sich Wohlbefindens. Dadurch, daß man nicht durch Nebensächlichkeiten abgelenkt wird, kann man um so mehr seine Aufmerksamkeit, seine Konzentration auf die Bühne und die Leinwand hinlenken und das ist schließlich auch der Zweck. (Von den meisten bisher erbauten „schönen“ Sälen könnte man dies keinesfalls behaupten.) Im ganzen geräumigen Saal ist keine einzige Lampe direkt sichtbar. Die Hauptlichtquelle ist in einer großen Hohlkehle über der Bühne installiert, von da aus wird über der gewölbten, abgestuften Decke hin der Schein der starken elektrischen Lampen hingeworfen und verteilt. Vermöge einer komplizierten Spezial-einrichtung können verschiedene Töne einzeln oder vermischt in beliebiger, gewünschter Art von der Filmkabinette aus reg-